Published by
THE OBLATE FATHERS
922–24 Victoria Ave.
Regina, Sask., Can.

MARIENBOTE

Zeitschrift für die katholische Familie

VII Jahrgang August 1939 Bd. 2, Nr. 11



Subscription Price
A year in advance..............................$1.00
Single copies 10c
Club rate, 25 copies..........................$1.50
Foreign, per year $1.25

Advertising Rates
On application to Business Manager.

Checks and Money Orders
should be made payable to
DER MARIENBOTE.

Change of Address
Both old and new address should always be given at least two weeks before publication.

Manuscripts
submitted to the editor should be typewritten. Unsolicited material cannot be returned unless accompanied by postage.

TRIAL COPIES
Sent free on request to all prospective subscribers.

Renewal
Renewal of subscription remitted after the 25th of the month will be entered only in the following month.

INHALT

CONTENTS

★

ZEITSCHRIFT FUER DIE KATHOLISCHE FAMILIE
DER MARIENBOTE,
a monthly family magazine, edited and published with ecclesiastical approbation by the Oblate Fathers at
THE MARIAN PRESS
924 Victoria Ave. Regina, Sask.

Gedanken zu Maria-Himmelfahrt

Von P.Heinrich Krawitz, O.M.I.



UEBERALL in der Welt, wo katholische Kirchen stehen, da läuten am 15. August die Glocken und laden alle Gläubigen ein, zur Mutter Maria zu kommen und ihr zu lobsingen. Der 15. August is Marias Himmelsfest. An anderen Muttergottestagen feiern wir die Erdenfeste der hl. Jungfrau. Da feiern wir ihre unbefleckte Empfängnis, ihre Geburt, die Verkündigung, ihren Tempelgang und ihre sieben Schmerzen. Am 15. August aber sehen wir Maria im Himmel. Am 15. August freuen wir uns mit unserer Mutter im Himmel, und aus unserer Seele kommt nur ein einziges Gebet hervor: O Maria, nimm auch uns dorthin wo Du bist! —

Nach dem Himmel sehnen wir uns, zu Gott. Was das ist, der Himmel, das weiss niemand. "Kein Auge hat es gesehen und kein Ohr hat es vernommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben." Selbst die Mutter Christi kannte den Himmel nicht, als sie noch auf Erden lebte. So gross war ihre Seele, so tief an Liebe zu Gott und so weit an Hingabe und Opfer, aber dennoch war ihre Seele noch lange nicht tief genug und ihr Herz noch lange nicht weit genug, alles das zu fassen, was die unendliche Liebe Gottes im Himmel seinen Treuen bereitet hat. Heute kennt Maria den Himmel schon. Heute lebt sie dort oben als gekrönte Künigin und schaut voller Muttererbarmen auf uns nieder.

Wir aber, wir stehen immer noch hier unten auf Erden und schauen suchend um uns herum. Wo ist unser Himmel? Wo ist unser Glück? Zu dem Himmel dort droben, wo Maria thront, schauen wir leider so selten hinauf. Wir suchen unser Glück hier auf Erden, unter den Menschen, im Gelde, im Wohlleben und oft, schrecklich oft sogar in der Sünde. Und wenn die Menschen alt werden, du liebe Zeit, wie ungern denken sie dann an ihre Sterbestunde, die doch eigentlich ihre Himmelfahrtsstunde sein sollte. Wie innig und wie stürmisch können sie dann beten: O Gott, lass mich noch ein paar Jahre leben! Warum beten die Menschen so? Warum wollen sie noch hier auf Erden bleiben? Warum sehnen sie sich nicht mit aller Kraft dort in das andere Leben hinein, in das Leben bei Gott? Deshalb, weil die Menschen dem Herrgott nicht ganz trauen. Hier auf Erden wollen sie ihm schon dienen. Aber vor jener Stunde, da unser Leben vom Diesseits ins Jenseits hinüberwandern soll, da unsere Seele zur Heimat muss, vor dieser Stunde fürchten sie sich. "Es ist so unbekannt, was nach dem Tode kommt" sagen sie, "und vor diesem Unbekannten graut es uns."

Ist das, was nach unserem Tode kommt, wirklich so unbekannt? Nein, es ist dem Gläubigen genau so bekannt, wie Gott ihm bekannt ist! Wir wissen ja doch, dass es einen Gott gibt, einen Gott der Wahrheit, der Liebe und der Barmherzigkeit. Dieser Gott hat uns gesagt, dass er allen, die ihn lieben, einen Himmel bereitet hat. Warum glauben wir seinem Worte nicht? Warum sind wir so misstrauisch? Wer Gott wirklich liebt, der muss Gott trauen. Wer Gott wirklich liebt, der wird sich auch mit ganzer Kraft nach jenem Leben sehnen, das er in der Nähe des geliebten Gottes zubringen soll. Solch ein Mensch fürchtet die Sterbestunde nicht. Es ist ja wahr, im Jenseits gibt es nicht nur einen Himmel, aber auch eine Hölle. Für uns aber, deren Herzen Gott gehören, obwohl der Wille manchmal schwach wird, für uns, die wir nur aus Schwachheit, nicht aber aus verstockterBöswilligkeit sündigen, für uns gibt es drüben keine Hölle. Ewig gross ist die Gerechtigkeit Gottes, keine Sünde bleibt vor ihr verborgen. Aber ebenso ewig gross wie die Gerechtigkeit Gottes ist auch die Bermherzigkeit unseres himmlischen Vaters. "Wer viel geliebt hat, dem wird viel verziehen werden," sagte Christus. Dieses Wort bürgt uns für den Himmel. Maria, die Zuflucht der Sünder, ist ja auch dort droben. Keiner, der sie so recht aus überzeugtem Herzen um Hilfe und Fürsprache anruft, kann verloren gehen. Nur wegen uns, wegen unserer Rettung und Erlösung, wurde sie zur Mutter Gottes und zur Königin des Himmels. Meinen wir etwa, dass Maria das vergessen könnte? Dass sie einen einzigen von denen, zu dessen Rettung sie Mutter des Erlösers wurde, übersehen könnte? Wenn Maria so selbstsüchtig wäre wie wir Sünder, dann könnten wir wohl an so etwas denken. Aber Maria ist heilig, und Heiligkeit ist dasselbe wie selbstlose, opfernde, erbarmende Liebe!

Maria ist drüben in jenem Lande, in das auch wir alle hinkommen sollen. Manche von uns werden schon bald hinüber müssen, andere haben noch einen weiten Weg bis dorthin. Doch ob spät oder früh: Immer sollen wir daran denken, dass alles Gute, alles Glück und alle Herrlichkeiten, die wir uns wünschen, nicht hier unten, aber nur dort droben zu finden sind. Immer sollen wir wissen, dass unsere Sterbestunde eine Glücksstunde ist. Himmelfahren sollen wir dann, heraus aus allem Leid, aus aller Enttäuschung, aus allem Kreuz, in die Ewigkeit der Liebe. Freuen sollen wir uns auf jene grosse Stunde, da wir denselben Weg gehen dürfen, den Maria ging. Aber machen wir uns dieses Weges würdig. Meiden wir jede überlegte Sünde und beten wir jeden Tag:

"O Maria, leite uns durch's Leben und führe uns dorthin, wo Du bist — zu Gott!"

DIE SOCIALE FRAGE

Von Pater Jos. Schneider, O.M.I.

Möglichkeiten politisch-socialer Reform.

MANCHE leugnen sie mit Stumpf und Stiel. Sehen keinen Ausweg. Als müssten die Völker ewig in wirtschaftlicher Aussichtslosigkeit verschmachten. Als müssten die breiten Massen unwiderruflich in Elend und Not zugrunde gehn! Als müssten die Geldbarone für immer die Nationen in sklavischer Abhängigkeit halten. Als sollten ewig Ungerechtigkeit und Bruderhass triumphieren. Als ob die niederen Schichten ein für allemal im frostigen Nebel der Verelendung und Hoffnungslosigkeit seufzen müssten. Als ob nie die Sonne einer neuen Zeit über den Bergen frohe Erlösung ankünden sollte!

Die Päpste sind aber, Gott Dank, anderer Meinung. Wozu hätten sie sonst seit 1891 dauernd den Machthabern der Finanz und Industrie ins Gewissen geredet und in ihren grossen Weltrundschreiben Mittel und Wege zur Besserung angezeigt und aufgedrängt! Dass es besser werden kann, beweisen auch Einzelbetriebe in Amerika. So hat ein Weberei- und Spinnereibetrieb in Montreal Mitbeteiligung aller Angestellten an den monatlichen Gewinnen durchgeführt. Hat auf diesem Weg in wenigen Jahren $800,000 in die Taschen der Arbeiter geleitet und mehr Brot und Wohlbefinden in ihre Familien. Mehr Freude und Zufriedenheit in ihre Seelen.

Ganz helle Hoffnungsstrahlen kommen vor allem aus Portugal und Griechenland. Zwei wenig beachtete Länder! Sie haben aber nicht weniger als alle andern im Strudel der Arbeits- und Hoffnungslosigkeit gerungen. Beide haben, ungefähr zur gleichen Zeit, die unheilgeladene Luft gereinigt, der bolschewistischen Verhetznug das Wasser abgegraben und die Nation vor furchtbarem Verhängnis bewahrt.

Wie war es möglich? Antwort: Man hat die richtigen Männer an den richtigen Platz gesetzt: In Portugal den Professor Salazar und in Griechenland den General Metaxas. Beide sahen ihre Heimat am Rande des Verderbens. Beide griffen in letzter Stunde in den Gang der Ereignisse ein. Ordneten die Staatsfinanzen; retteten die Währung; erneuerten die Verwaltung; besserten die Lebensbedingungen durch Steigerung der ländlichen Erzeugnisse und Ankurbelung der Industrie. Und all das in überraschend kurzer Zeit!

Portugal war 1926 reif für den kommunistischen Sturm. General Carmona riss die Regierung an sich. Rief 1928 in letzter Stunde Salazar von einem Lehrposten an der Universität Coimbra ins Finanzministerium. 1932 wurde er Ministerpräsident. In 6 Monaten bereinigte er den Staatshaushalt mit einem Ueberschuss von 285 Millionen Escudos; stellte Ordnung, Zufriedenheit und Sicherheit wieder her.

Aehnlich Metaxas im Jahre 1926. Schon hatten die Werkzeuge Moskaus die Stunde zum allgemeinen Aufruhr bestimmt. Der General kam ihnen zuvor; liess die Rädelsführer verhaften. Unverzüglich ging er an den Aufbau eines neuen Staatswesens. Verringerte die Regierungsauslagen mit einem Schlag um 80 Millionen Drachmen. Die Steuerzahler atmeten auf. An Stelle des Raub- und Ausbeutungskapitalismus setzte er ein System der christlichen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Den christlichen Stände-Staat, auf der Grundlage des geheimnisvollen Leibes Christi, der uns allen dieselbe Menschenwürde und dieselben Menschenrechte garantiert. Grosse Pflege widmete er den heiligsten Volksgütern: Religion, Familie, Vaterland. Er eröffnete den Kampf gegen Malaria und andere Volksseuchen. Er sorgte für Arbeit durch Strassenbauten, Hafenregulierungen, Anlegung neuer Eisenbahnen. Er besorgte neuen Lebensraum durch Entsumpfung, Urbarmachung unbenutzbarer Bodenstrecken, künstliche Berieselung. Er entlastete die Arbeiter durch den 8-Stunden-Tag; sicherte ihnen ihr tägliches Auskommen durch Mindestlöhne; führte Krankheits-, Unfall-, Altersversicherung ein; sorgte für bezahlten Arbeiterurlaub.

Beide Länder befinden sich heute auf dem Wege stärkster Genesung. Arbeit, Wohlstand, sozialer Friede sind eingekehrt. Ungeahnter Aufschwung überall! Doppelt erfreulich in Portugal, da Salazar überzeugungstreuer Sohn der hl. Kirche ist!

Ist das nicht überaus ermutigent? Ja, wir brauchen nicht ewig im Jammer unsres gottlosen Wirtschaftssystems zu schmachten. Man finde nur den rechten Mann und betraue ihn mit der Neuordnung der Dinge! Auch in Canada und U. S. A. Eile tut not! Radikale Kräfte sind am Werk. Padlock-law und Entziehung der Bürgerrechte werden das Gespenst der Revolution nicht aus unserer Mitte bannen. Soziale Gerechtigkeit brauchen wir. Sie allein verbürgt die Dauerlösung der riesenhaften Schwierigkeiten. Man handle schnell. Die rauchenden Trümmerhaufen in Spanien warnen vor ewiger Verschleppung.

Der Pfarrer von Breitenbach

Erzählung aus der Reformationszeit.

Von M. Amalie Freiin von Godin.

I.

PFARRER Xaverius von Breitenbach schloss den schwerbeschlagenen Einband des alten Kodex, in dem er gelesen hatte, denn auf der fichtnen Treppe draussen näherten sich knarrende Schritte. Das hagere Antlitz, das helle, scharfe Auge des Pfarrherrn verdüsterten sich. Konnte er denn niemals Ruhe haben, die köstlichen Verse der vergilbten Handschrift durchzukosten, die er vor kurzem in Breitenbach gefunden hatte, als Ueberbleibsel jener Zeit, da vor hundert Jahren Seine Erzbischöflichen Gnaden hier Sommer-Residenz bezog?

Xaverius liebte die markige und doch süsse Sprache dieses alten Liedes, als sei es seinem Wesen tief verwandt; er schlürfte jede Zeile gleich edlem Weine. Verblasste neben der Kraft und dem Feuer dieser Verse nicht selbst der Virgil, der dem Pfarrherrn sonst so teuer war?

Xaverius erhob sich widerwillig und schob den Kodex in einen Schrein, vor dem er dann in seiner ganzen gebieterischen Länge stehen blieb, als müsse er Schrein und Schrift verteidigen.

Kunz trat ein, der hagere Sakristan.

"Was ist schon wieder?" liess ihn Xaverius an, ohne seinen Unmut zu verbergen.

Der Sakristan straffte sich auf, wie der Bogen die Sehne spannt, und sah seinem Pfarrherrn gerad ins Aug. Fast war's so, als wolle Hohn auftauchen in seinem grauen Blick.

Laut tickte der Holzwurm an der Täfelwand; durch das Fenster mit dem Wabennetz der runden, weissen Butzenscheiben schoss fahrig ein Lichtstrahl und sprang dann auf der weissgescheuerten Bretterdiele irrwischgleich umher.

"Was ist?" wiederholte der Pfarrer seine Frage.

"Aus Augsburg ist des Adlerwirten Bruder heute früh am Morgen heimgekehrt. Habt Ihr ihn nicht gehört, wie er auf schmuckem Rosse eingeritten ist? Drei Herren aus Augsburg haben ihn begleitet und sind mit ihm im Adlerhof geblieben."

Der Pfarrherr horchte auf. Diese Nachricht war ihm unlieb, denn aus Augsburg kam zur Zeit nichts Gutes. Der Knecht brauchte freilich nichts von seiner Besorgnis zu erfahren, darum bezwang er sich: "Was weiter?" gab er kühl zurück. "Wünscht ihm gute Heimkehr auch in meinem Namen! Lange war er auswärts; fünf Jahre, will mir scheinen, und schon manchen Mond kam keine Nachricht mehr von ihm."

"Er soll in Augsburg," nahm der Sakristan langsam und sonderbaren Tones seine Rede wieder auf, "die neue Lehre angenommen haben."

Wieder bezwang Xaverius sein Erschrecken: "Schlimm genug für ihn und für die Seinen."

"Er soll," ging Kunz unbeirrt, ja durch den ärgerlichen Gleichmut des Pfarrherrn zu Einzelheiten angestachelt, weiter, "so sagen heut die Leute, nach Breitenbach gekommen sein, um seinen Glauben bei uns kundzutun und andre für die neue Lehre zu gewinnen."

Langsam wich dem Pfarrherrn das Blut aus Stirn und Wangen: "Da wird er sich bescheiden müssen; die Breitenbacher stehen fest im alten Glauben."

Die Augen des Sakristan flohen seines Pfarrers Blick. "Gar oft schon war ein Haus dem Einsturz nahe, von dem es keiner wusste als ganz allein die Schwalben im Gebälk . . ."

Xaverius hielt mit der Gegenrede zurück; das war so seine Art, wenn er stutzte . . . War er der Treue der Gemeinde wirklich so gewiss? Hatte sich's selten — hatte sich's lange schon nicht mehr gefragt. "Stehen die Breitenbacher etwa nicht fest?" fragte er schliesslich kalt.

"Es wird behauptet," gab Kunz gedehnt zurück, "dass so einige heute zur Nacht beim Adlerwirt zusammenkommen wollen."

"In welcher Absicht?"

"Um miteinander den Anschluss an die neue Lehre abzuhandeln. Haben, so heisst's, vor einer Weile schon mit einem Schreiben nach Augsburg ihren Austritt aus dem alten Glauben angeboten."

"Gerede," fuhr Xaverius in kaltem Zorne auf.

"Nein — Herr — kein Gerede, sondern Wirklichkeit. Der Adlerwirt hat es dem Senn gesagt; es passe ihnen seit langem vieles vom alten Glauben nimmer; darum seien mit ihm gar manche fest entschlossen, der neuen Lehre anzuhangen, hat er gesagt. Gerade so."

"Entschlossen . . ." wiederholte Xaverius langsam. Ihm wurde dunkel vor den Augen und im Herzen, so traf ihn das und völlig unvermutet, wie der Tod des Liebsten im höchsten Glück, oder wie ein Feuer, das, im Nu entfacht, das ganze Manneswerk zerstört. Seine Hand suchte eine sichere Stütze an dem geschnitzten Schreine. Entschlossen — schon entschlossen . . . ja — das traf ihn schwer . . .

Er fasste sich gewaltsam: "Schick' mir den Adlerwirten her!" befahl er fest und hart.

"Der wird halt, mein' ich immer, nicht kommen wollen."

Xaverius hielt ein zorniges Wort zurück: "Ersinnst einen Vorwand; bist doch sonst so schlau und kundig. Sagst, ich habe wegen des Zehent mit ihm zu unterhandeln. H a b' auch wegen des Zehent was auszumachen, hätt' ihn darob auch sonst schon in den allernächsten Tagen befragen müssen."

Kunz zauderte; den anbefohlnen Gang ging er nicht gern. Der Adlerwirt war jäh und führte

oft beissend scharfe Rede. "Ich meine . . ."

Aber der Pfarrherr drängte unnachgiebig: "Du gehst sogleich!" Als er allein blieb, trat Xaverius ans Fenster und stiess die Butzenscheiben auf. Ihm war eng und heiss geworden in der niedern Stube.

Sein Blick glitt in Gedanken über das schmale Bergtal; im warmen Sonnenschein lag Wald und Aue; gleissend Licht spielte um die vielerlei bunten Blumen im Pfarrgarten vor dem Hause, glühte um die weisse, spitztürmige Kirche, die mit dem Pfarrhaus über dem Dorf am Berge lehnte, lag kosend und zärtlich auf den breiten, steinbeschwerten Dächern der Bauernhäuser, die sich am Fuss des Kirchbergs um das mächtige Adlerwirtshaus und den grossen Steinwürfel des alten bischöflichen Sommersitzes scharten. Deutlich war das kunstvolle Portal, war das schmiedeiserne Fenstergitterwerk des sonst kahlen Bischofshauses zu unterscheiden.

Hell leuchteten die saftig-grünen Matten ringsum. Das Dorf war dräuend überragt von den Schroffen der Steinberge des Bärgründle. Heisser Wind durchglühte die Luft mit ermattendem Feuerodem und übermalte unter dem tiefblauen Himmel die Berge schier veilchenfarben, rückte sie so nahe, dass es schien, sie seien durch das Fenster mit der Hand zu fassen.

Welche Hitze! Die glatte Oberfläche der Obstbaumblätter glänzte silbern. So ruhig war es im Dorf um diese brütend warme Mittagstunde, dass von allen Seiten das Rauschen der durch einen vortägigen Gewitterregen angeschwollenen Giessbäche von den Berghalden bis nach Breitenbach zu hören war und dazwischen von Ost und Süd und West und Nord das leise, silberne Gebimmel der Herdenglocken von den Sommeralpen klang.

Fröhlich zwitschernd übten sich im Garten ein paar junge Vögel, von der Erde aufzufliegen; Hahn und Henne aber, den Kopf ins Gefieder eingezogen, dämmerten im Schatten nah der Hauswand.

Zerstreut glitt des Pfarrherrn Auge über dies mittägliche Bild. Seine mächtige Hand strich die grauen Strähnen aus der Stirn.

War gar unsanft aus seiner Lieblingslektüre aufgeschreckt worden. Wenn sich als wahr erwies, was der Kunz gesprochen hatte — was war dann?

Des Xaverius Blick suchte den neuen schmiedeisernen Adler, des Adlerhofes schmuckes Zeichen, der an langem, figurenreichem Eisenstabe des Wirtes Tür weit ausladend überragte. Seit kurzem liebte das Bergvolk mehr als früher solchen hübschen Tand, da seit dem Bauernkrieg vor fünfzig Jahren des Bistums Vögte die Hintersassen mit gelinderer Hand dem geistlichen Regimente zu versöhnen strebten.

Und doch mit einemmal die Lust zur neuen Lehre Dem Pfarrherrn war, als habe einer sein Herz in harten Fingern und presse es zusammen, wie die Traube gepresst wird in der Kelter. Lag ihm dann als wie ein Stein ein Kummer in der Brust, der seinem Zorn den rechten Grimm benahm.

Er wollte ihnen lehren! Noch galten ja im Gau die uralten, hundertfach verbrieften Rechte des Hochstifts über Leib und Eigen! Die sachte Fessel straffzuziehen, war ein leichtes; der Vogt von Rettenberg sass ja nicht weit — und hörte gerne auf Xaverius. War nicht umsonst ein Meierssohn aus Fluenstein, kannte alle Schlingen der Lehenssatzung nur zu genau . . .

Und dennoch wollte ein grosser und unverhoffter Schmerz mit jedem Atemzuge in Xaverius wachsen . . .

Da knarrte draussen abermals die Stiege. Xaverius horchte auf. So schwer und unbeholfen ging nicht der leichte, rasche Adlerwirt; der nahm die Treppen noch im Anlauf, eins, zwei, drei; und drei auf einmal.

Wer also kam zu ungelegener Stunde?

Nun aber klang von draussen auch ein schwerer Atem, ein lautes Räuspern. Bevor die Tür noch aufging, wusste so Xaverius, dass an des Adlerwirtes Stelle sein Vater kam, der alte Wirt, Agatus Weber.

Und plötzlich fiel dem Pfarrherrn ein, wie lang es her war, seit dieser Mann zum letzten Male des Pfarrhofs Amtsstube betreten hatte.

Als Agatus, dem Zipperlein zuliebe, das ihn zu seiner besten Manneszeit erfasste, den Adlerhof dem Sohne überliess, kam er, in der Langeweile des erzwungenen Müssigganges, zuerst nicht selten zu seinem Pfarrherrn . . . doch dann später . . .

Weit flog die Türe vor Agatus Weber auf — soweit es nur die Angel zuliess. Das war des Alten Art — der seine Kraft ungern verbarg und innerwärts verkommen liess, als wie ein schlechter Docht, der nur dahinglimmt.

Breit blieb Agatus eine kurze Weile auf der Schwelle stehen, auf seinen Stock nach vorne mit beiden Händen nunmehr aufgestützt. Von seinem guten schwarzen Rock, über die mächtige Brust und den starken Bauch, blitzte die stolze Reihe metallener Münzenknöpfe. In Agatus Webers gesundem, roten Angesichte leuchteten die braunen Augen ruhig und klug.

"Mein Sohn hat Arbeit," hub der Alte an, "da kam ich an seinerstatt; es sollte Euer Bote das Adlerwirtshaus nicht umsonst betreten haben."

"Euer Sohn hat Arbeit!" erwiderte der Pfarrherr mit zornigem Spott und bot Agatus Weber einen Schemel; der aber setzte sich auf die Truhe an die Wand, weil ihn die bequemer trug.

Er sah dem Pfarrherrn unverwandt ins Auge. "Er hat Arbeit," sagte er betont und langsam, "hat aber auch nicht kommen wollen."

Jäh fuhr Xaverius auf: "Warum?"

Der andere bedachte sich. "Weil er meint," so gab er dann zurück, "dass er im voraus wisse, was Ihr mit ihm verhandeln wolltet. Und da wäre doch jedes Wort umsonst. So hat er mir gesagt."

Xaverius las im Aug des Alten ruhige Starrheit. Ein Frösteln löschte seinen Zorn, und der Schmerz in seiner Brust wurde zur quälend

lastenden Beschwernis. "Warum?" fragte er nochmals.

Der Alte hatte die Lider über die klugen Augen sinken lassen. Nun schlug er sie aufs neue auf, und sein Blick versenkte sich bedeutungsvoll in den des Pfarrherrn: "Sind Euch nicht hold, die Buben," meinte er, "besinnen sich noch wohl darauf, wie mich der Vogt gebüsst hat."

Xaverius erbleichte. Vor nun wohl fünfzehn Jahren oblag er gern der Jagd, die ihm für seiner Pfarre Tal der Vogt gar willig überliess. Da erfuhr er eines Tages, Agatus Weber habe des Nachts zwei mächtige Keiler widerrechtlich abgetan, denen sein Pfarrherr auf der Fährte war. Vor dem Richter verteidigte er sich später, indem er angab, das Schwarzwild habe seine Flur verwüstet. Xaverius vermeldete den Frevel der Vogtei und Agatus büsste ihn gebührlich im Loch von Rettenberg. Seit diesem Streitfall war zwischen Agatus und seinem Pfarrherrn schon manches gute Wort gewechselt worden, nie hörte er, dass ihm der Alte grollte.

"So sind die jungen Leute halt," begann Agatus wieder, "besinnen sich, wie mir durch Euch an Gut und Leben Schaden kam."

"Nicht durch mich," schnitt der Pfarrherr diese Rede ab, "durch Euch selber; habt Euch gegen Fug und Recht verfehlt."

"So sagt Ihr. Doch mein Zweiter, der Sebaldus, der in Augsburg war, ist solchen Sinnes, dass er Schande schlecht erträgt. Wenn ich ihn schlug, als er ein Knabe war, hat es ihn durch Tage so gewürgt, dass er die Speise von sich wies und auch zum Schlaf nicht in die Stube kommen wollte, die er mit seinem Bruder teilte."

"Hoffärtig also ist er," warf Agatus ein; "solchen Geistes war auch Luzifer, und alles Unheil in der Welt ist diesem Stolz entsprossen. Hoffart hat niemals Gutes noch geschaffen und gefördert."

Der Alte nickte, ohne den Pfarrherrn aus seinem klugen Blick zu lassen: "Mag wohl sein," gab er scheinbar willig zu. "Die Jungen aber denken auf ihre Weise; sie meinen halt vielleicht, die Jagd sei eines Pfarrherrn Sache weniger denn Wohl und Wehe seiner Schutzbefohlenen . . . ."

Es pochte an die Türe; Kunz trat ein, noch ehe eine Antwort möglich war. "Schon zweimal habe ich geklopft," entschuldigte er seine Eile, als er des Pfarrherrn drohend in Falten gezogene Stirn gewahr wurde. "Eine Frau ist unten, die will Euch sprechen, und sie drängt gar sehr . . ."

"Ich habe keine Musse jetzt!" brachte Xaverius ihn zum Schweigen, und dachte blitzschnell in Sehnsucht an die ruhigen Stunden, die er über die köstlichen Verse seines Lieblingsbuches gebeugt gewesen war. "Sie soll warten!" . . .

"Es ist um eine Sterbende!" beharrte Kunz. "Sie drängt gar sehr, und will sich nicht zufrieden geben . . ."

"Ich habe keine Musse!" sagte Xaverius zornig, schob Kunz aus der Stube und schloss die Tür in seinem Rücken.

"Was soll ich Euch noch sagen?" wehrte Agatus Weber. "So haben sie kein Zutrauen zu Euch und Eurem Wort!"

Xaverius trat ganz nahe zu ihm heran. "Weil du vor fünfzehn Jahren widerrechtlich zwei Keiler abgetan hast, wollen sie zur neuen Lehre?", höhnte er, aber der Hohn kam ihm nicht willig von der Seele, er tat ihm selber weh. "Ich habe nichts von ihrem Groll bemerkt," fügte er bei. Dass er aber nicht wusste, wieso diese und die andern verstockt und widerspenstig wurden, schnitt ihm mit einem male sehr ins Herz.

"Will mir scheinen," entgegnete der andere bedächtig, "dass Euch mancherlei nicht auffiel, was im Dorf entstanden ist. Es tut nicht gut, in den Büchern zu lesen, statt in den Augen der Menschen; in den Blicken steht bei uns in Breitenbach noch mehr geschrieben."

Nun aber war der Kunz schon wieder an der Tür. "Herr," rief er durch die verschlossene Türe, die er aus Angst vor des Pfarrers Zorn nicht mehr zu öffnen wagte, "sie will nicht fortgehen! Es stirbt eine in Kindsnöten."

"Hab nicht Musse!" rief Xaverius, und stampfte auf. "Habe hier zu unterhandeln."

"Es ist die Lisbeth Göhlin!" schrie Kunz. "Sie verblutet in Gailenberg, im vorderen Hof. Die Bäuerin hat selbst die Magd geschickt. Sie jammert um den Priester!" Die zwei Männer konnten hören, wie dem Sakristan eine Frauenstimme die Worte einflüsterte.

"Hätt sich dem Teufel nicht ergeben sollen!" rief Xaverius. "Jetzt mag sie warten, bis mir Musse bleibt. Seit wann ist um eine Ledige im Kindbett solches Wesen? Ich will nichts weiter hören . . .!" Er lauschte, bis die Tritte des Sakristans der Treppe zupolterten, dann sagte er zu Agatus Weber: "Wenn sie mich tadeln," hob er grollend neue Rede an, "was soll das der Kirche . . .?"

"So ist die Jugend," erwiderte der Alte.

Der Pfarrherr liess ihn nicht zu Ende sprechen. "Euer zweiter Sohn," warf er ihm schneidend vor, "ist in Augsburg vom rechten Glauben abgefallen, und will nun seinen Irrwahn hier verbreiten. Ist das so, oder nicht?"

Agatus antwortete nicht sogleich; sein Blick schweifte durchs Fenster. "Es ist wirklich die Magd vom vordern Hof in Gailenberg, die Euch berief," sagte er nach einer kleinen Pause. "Meint Ihr nicht, Herr, es wäre gut, der Lisbeth Göhlin beizustehn? Die Rede geht, es sei der Hinz von Bruck, der reiche, freie Bauer, ihres Kindes Vater. Die Bäuerin vom vordern Hof in Gailenberg ist, wie Euch wohlbekannt, des Hinz von Bruck älteste Schwester. Da fährt die Magd nun heimwärts."

"Sie wird warten können, bis wir am Ende sind!" — "An welchem Ende?" fragte Agatus voll Ernst. "Manchen will bedünken, dass seit Eurer Amtszeit, Herr, gar vieles warten musste!"

Xaverius stutzte und bedachte sich. Die Last auf seiner Seele hatte sie solcher Mahnung zubereitet. Er trat an das Fenster zur Rechten des Agatus, das nicht wie die drei andern auf den Garten blickte, sondern auf die Strasse, die nach dem Dorfe abwärts führte: Die Magd von Gailenberg hatte so fest in die Zügel des leichten Wagens gegriffen, dass der nun schon den halben Berg hinab war; kein Ruf erreichte ihn mehr. Der Pfarrherr riss sich aus seinen Gedanken, und wiederholte seine Frage von vorhin: "Fiel Euer Sohn vom rechten Glauben ab in Augsburg? Ja oder nein!"

"Er hängt der neuen Lehre an," gab Agatus ruhig und mit grossem Ernste zu.

Der Pfarrer fuhr auf, denn an der ernsten Ruhe des Greises entflammte sich ihm zornige Verzweiflung. "Bedenkt Eure Rede wohl," rief er aus.

"Ich bedenke sie wohl," gab der andere zurück. "Es sind junge Leute, und wollen ihre neuen Wege gehen . . ."

Wieder unterbrach ihn Xaverius: "Ihr sagt das so, als sei es kein Verbrechen, als bringe es nach Eurem Sinne nicht Verdammnis über sie."

Nun stand Agatus Weber auf und mass den Zornigen vom Kopf bis zur Zehe. "Das soll Gott im Himmel schlichten! Sagt selber, Pfarrherr, fehlt an der Kirche nicht mancherlei zur Kirche Christi, mindest — an ihren Dienern, wie sie heute sind?" Er hatte an ihren Priestern sagen wollen, besann sich aber eines andern. Xaverius verstand ihn ohnedem. "Und grad die besten sind's, denen ein Grausen kommen will; so manchen Jungen, auch meinen beiden Buben . . . und sie sind nicht etwa allein!"

"Nicht allein im Dorf?"

"Nein — nicht allein im Dorf — beileibe nicht allein!" Agatus Weber legte gebührliches Gewicht auf jede Silbe. Langsam fügte er bei: "Die kommen heute zur Nacht im Adlerhof zusammen."

"Den Abfall — vorbereiten?"

Der Alte nickte ernst.

Xaverius wich das Blut aus Stirn und Wangen. Wie hatte dies Schreckliche so plötzlich in sein Leben treten können? Er fühlte sich und alles, was ihm teuer war, bedroht; glaubte es schon verloren. Und der Schmerz in seiner Seele wuchs ungeheuer an. Plötzlich wusste er—dafür musste er stehen, dass dies Unglück nicht geschah. Wenn er dies nicht hindern konnte—dann hatte er alles vertan, was ihm gesetzt war. Ihm schwindelte.

Agatus Weber las voll Erstaunen die tiefe Not aus dem Antlitz seines Pfarrherrn — den hatte er ehedem fast nur mit der Büchse gekannt und im fröhlichen Gefolge des Vogts und seit Jahren viel mit Büchern und vergilbtem Pergament. Tauben Herzens für der Gemeinde vielfältige Not und Schuld. — Agatus las jetzt so tiefe Qual aus des Xaverius Augen, sah, wie der Pfarrherr in echtem Schmerz so fahl verblasste — dass er ihm leid tat. Er erhob sich und streckte dem andern tröstend die Hand entgegen: "Ich alter Mann tu da nimmer mit. Mir hat der alte Glaube fürs Leben gut getan, tut mir gut wohl auch zum Sterben. Vielen andern im Dorfe so wie mir. Scheint mir, dass da mit sanfter Weis' vieles hätt' gebessert werden können ohne Aufruhr und Trennung. Allein die Jungen denken anders; die fahren halt gleich mit vier Rossen, sanfte Manier ist ihre Art mitnichten. Und da muss ich halt sagen, kann's ihnen nicht mit Bitterkeit verdenken — viel Unrecht ist geschehen! Ihr sollt es wissen, so sagt mein Sohn und sagen viele andern noch in Breitenbach: wir wollen solche Priester, die nicht jagen wie die grossen Herren und Verse raspeln, derweilen wir im Dreck und Not verkommen." Fest sah dem Pfarrherrn er ins Auge.

"Habt Ihr Euch wohl bedacht," sagte Xaverius, "dass unsere Bauern dem Hochstift Augsburg hörig sind?"

"Ich meine, dass die in Augsburg sich werden mit den neuen Zeiten abfinden müssen — so gut wie Ihr und ich. Da kann man nur danebenstehen und warten, ob auch aus diesem Aufruhr Gutes kommt. Mein Sohn hat vieles uns erzählt, das er mit Augen sah, wovon wir uns in Breitenbach nichts träumen liessen. Landauf, landab stossen die neuen Prädikanten die Herren Prälaten aus ihren fetten Pfründen. Und dieser grosse Herr und jener ist dafür. Vielleicht wird manches besser als es war."

"Ich werde nicht danebenstehen und warten, verlasst Euch darauf!" grollte Xaverius. "Ich werde ihnen den Weg schon noch verbauen."

Agatus Weber betrachtete seinen Pfarrherrn. Er hatte geglaubt, ihn gut zu kennen und sah nun ein Feuer in Xaverius und einen Schmerz, die er nie in ihm verhofft hätte. "Hättet Ihr doch diesen Eifer für die Gemeinde früher gehabt. Keiner von uns fühlte, dass Ihr uns liebtet."

Der Vorwurf traf Xaverius, denn seit einer Stunde erhob er ähnlichen sich selbst. "Noch eines!" sagte er nach einem Atemholen. "Wer ist mit Euren Söhnen desselben Sinnes?"

Unter der Tür, der er zugeschritten war, bedachte sich der alte Wirt: "Gar viele," sagte er mit einem Nicken, "gar viele! Wissen es wohl selber nicht alle klar zu sagen. Erweist sich morgen. Wird auch aus dieser Wirrsal wohl ein Weg zu finden sein. Der Sebaldus sagt, dass es dazu der Priester und des Papstes dort in Rom nicht bedürfe."

"Manches sei in der Kirche Christi nicht wie es sein soll, sagst du" — gab Xaverius zurück. "Ich aber will dir sagen, dass dein Sohn, vom Geist der Hoffart ganz geblendet, nichts bessern wird. Was tastet er die Lehre an, wenn nur die Praktiken geändert werden müssen, was masset er sich an? . . . Wer hat ihn bestellt?" . . .

"Wir werden diesen Streit nicht schlichten, Ihr und ich," schnitt ihm Agatus die zornige Rede ab. "Ist ein solcher Streit, der die deutschen Lande ganz durchwühlt. Kann ein jeder nur in Treuen dem innern Lichte folgen . . ." Er seufzte und wandte sich zum Gehen.

(Fortsetzung folgt.)

- Aus Christi Reich-

KRIEG IN CHRISTLICHER SCHAU

JEDERMANN schauert es vor einem neuen Krieg. Wie vor einem entsetzlichen Unglück mit unabsehbaren Folgen. Die bittere Erfahrung des letzten Krieges zittert in uns nach. Wie ein schwerer Alpdruck lebt seine Erinnerung nach mehr denn 20 Jahren in den Gemütern weiter.

Nur wenige haben am Völkermorden verdient. Das sind die Kriegsgewinnler, die Schieber und internationalen Rüstungsschwindler. Alle andern haben dabei verloren. Oder hat damals jemand gewonnen? Politisch, sagen manche, ist England siegreich aus dem Krieg hervorgegangen. Militärisch: Farnkreich. Wirtschaftlich: die Vereinigten Staaten. Mir aber scheint, dass in Wirklichkeit nur eine Macht der Welt dabei Erfolg zu buchen hatte. Das ist die katholische Kirche. Die stets gegen das Völkermorden war. Deren Päpste immer gewarnt und zu gerechtem Ausgleich gemahnt. Denen das Schauspiel des Völkerhasses vor der Zeit die Kräfte zermürbt. Die der Tod allzu früh durch Herzeleid hinweggerafft. Sie, die Kirche, steht gewaltiger und ehrfurchtgebietender da denn je. Aber alle anderen Mächte haben durch den Krieg verloren.

Welch seelische Schrecken für die Soldaten im Trommelfeuer der Materialschlacht! Welche Verwüstung liessen die kämpfenden Heere hinter sich zurück! Welch ungeheure Werte an Geld und Gut wurden nutzlos und zwecklos verpulvert! Wie viele Gräber hat das Massenmorden geschaufelt; wie viele Menschen verkrüppelt; wie viele Witwenschleier geschaffen! Wie viele Kinder hat es zu Waisen gemacht; wie viele Nationen in ein Meer von Tränen versenkt!

Und erst die Nachkriegswehen — — Während des furchtbaren Ringens hatte man gerufen: "Vae victis!" Wehe dem, der sich am Ende als besiegt erklären muss! Nach der Schlachterei kam es in den Hauptstädten der Welt zu riesigen Siegesfeiern. Doch die Nachkriegszeit brachte die Frage auf: "Wo ist der Sieger? Wo die Besiegten?" Es war kaum ein Unterschied zu sehen. Beide erschienen in gleicher Weise in die entsetzlichen Folgen der Katastrophe hineingezogen. Nach kurzer Scheinblüte zeigten sich allenthalben die notwendigen Krankheitssymptome der künstlich geschaffenen Nachkriegsordnung. Güterstauungen auf dem Weltmarkt. Handelsstockungen. Wirtschaftskämpfe. Arbeitslosigkeit. Ueberbürdung durch Steuern. Internationales Misstrauen. Angst vor neuen politischen Verwicklungen. Allgemeines Wettrüsten, das am Mark der Völker nagt und all ihre Ersparnisse verschlingt.

Wie wird es erst bei einem neuen Völkerkampfe werden? Es lässt sich garnicht abmessen. Die Waffen sind ja noch viel furchtbarer. Der gegenseitige Vernichtungswillen noch ausgesprochener. Die Verheerungen tiefgreifender. Die Verluste endloser. Kämpft ja, wegen des schrecklichen Aktionsradius der Luftwaffe, nicht mehr Heer gegen Heer, sondern Volk gegen Volk.

Aus all dem erhellt die Nutzlosigkeit eines modernen Krieges. Der Wahnsinn und das Verbrechertum jener, die mit Kriegsgefahr spielen. Die irgendwo den Hass der Völker schüren. Die ins Horn des Nationalismus blasen. Die hartköpfig und kurzsichtig am Schandvertrag von Versailles festhalten. Die von Opfern im Dienst des Friedens reden, aber in Wahrheit niemals welche bringen.

Nichts kann, in der Tat, den Gebrauch des Krieges als Waffe im Leben der Völker rechtfertigen. Nur ein offensichtlich gerechter Krieg ist sittlich erlaubt. Aber auch der nur, wenn alle Versuche zu friedlicher Schlichtung erschöpft worden sind und die letzten Versuche zur Versöhnung durch Staatsmänner fehlgeschlagen sind. Und selbst dann sollte noch, nach Meinung ernster Männer, an einen Volksentscheid appelliert werden. Ruht ja, in demokratischen Ländern, gemäss der Konstitution, die Macht beim Volk. Dieses aber sollte sich für den Kriegsfall die Entscheidung selber vorbehalten. Der Krieg ist nun einmal eine gefährliche Waffe, deren Gebrauch mit äussersten Schutzmassregeln umgeben werden muss. Er ist eine zweischneidige Waffe, die Angreifer und Verteidiger zugleich in furchtbarster Weise verwundet. Wer deshalb vor dem Kriege warnt, ist ein wahrer Wohltäter der Menschheit. Vorteile erwachsen daraus nur dem Schieber und Rüstungsschwindler. Voraussichtlich auch den Vertretern des Chaos und Nihilismus, d. h. den Kräften der Verneinung und den Mächten der Zerstörung. Insbesondere würde Moskau Nutzen daraus ziehen, das wie eine Ratte gierig hinüberäugt nach Ost und West, bereit zum Sprung. Wie gerne würde es im Trüben fischen und auf den Trümmern Europas die rote Blutfahne aufpflanzen! Es wäre der Triumph des Bolschewismus, jenes grausamsten aller Ungeheuer, das je sich aus dem Innern Asiens an die Tore Europas gewälzt hat. In diesem Sinne bedeutete ein neuer Krieg das Ende der westlichen Zivilisation.

Noch besser aber tut, wer zur Erhaltung des Weltfriendens zu Gebet und Busse anhält. Und das tut die Kirche. In allen Pfarreien des Erdkreises ist nach Wunsch des Papstes jeder zweite Tag der ewigen Anbetung ein Gebetstag für den Frieden. Krieg zählt nun einmal mit Pest und Hunger zu den grossen Gottesgeisseln, die der Himmel für Sünde und Gottlosigkeit verhängt. Diese dunklen Mächte rufen immer wieder mal im Lauf der Geschichte die Gerechtigkeit Gottes in die Schranken. So dass die Worte des Propheten sich wiederholen: "Es entbrennt der Zorn des Herrn wider die Völker. Er streckt Seine Hand wider sie aus und schlägt sie, dass die Berge beben und ihre Leichname wie Kot auf den Gassen liegen . . . ."

P. Jos. Schneider, O.M.I.

Die Brunneckbaeuerin

Eine Geschichte aus den Tiroler Bergen.

Von Jutta Wilfing.

EINEN weisskköpfigen Pfarrer hatten die Bartlmäer — schon hoch in Jahren, aber zäh wie Eibenholz und sturmerprobt, wie es die Tannen vom Wetterjoch droben waren über dem kleinen Einschichtdorf. Braunköpfig, just als Kaplan war er in die Gemeinde gekommen, grau ist er später geworden und zum Schluss weisshaarig — aber weggerührt hat er sich nicht. Er war mit dem kargen Gebirgsboden verwachsen wie mit Wurzeln. Die Bartlmäer wussten, dass er längst einer von ihnen geworden war, einer, der streng sein konnte in seiner echten Waldbauerpredigt oder beim Beichthören, aber dann auch wieder weichherzig, wenn es not tat, nach Kräften zu helfen, denn St. Bartholomä war das ärmste Gebirgsdorf weit und breit.

Die Bartlmäer Einschichthäusler konnten sich getrost hinlegen, sobald ihre Zeit da war. — Und stand so eine windschiefe Hütte noch so verlassen hoch oben — wenn sie ihren Pfarrer rufen liessen zur Absolution und letzten Oelung — und war es gleich im kältesten Winter — er kam. Seine getreuen Stiefel fanden den Weg durch mannshohe Schneewächten, oft trug er auch das Glöcklein selbst, weil er dem halbwüchsigen Ministranten das Mitgehen bei Nacht und Sturm ersparen wollte. Er aber wanderte ohne Zögern, ein pflichttreuer Knecht des Höchsten über den Gipfeln, seinem beschwerlichen Beruf nach. Alles was recht ist, einen guten Pfarrer hatten die Bartlmäer, das wussten sie auch. Aber nur wenige wussten, dass ein grosses Herzeleid ihn zu einem so guten, ja überhaupt erst zum Pfarrer gemacht hatte.

Er war von Stilfs gebürtig und der dortige Lehrerssohn gewesen und hatte Schulmeister werden wollen wie sein Vater. Einige Winter verbrachte er damals schon in Innsbruck auf dem Lehrerseminar, aber die Ferien verlebte er daheim in Stilfs, und die Gschwandtner-Resl, eine Bauerntochter aus dem gleichen Dorf, war seine Herzallerliebste. Von kleinauf hatten die zwei einander gern, so dass jedesmal, wenn er in den Ferien heimkam, die heimliche Liebe unter den Fenstern der Resl blühte wie ein wilder Rosenbusch. — Aber freilich nicht lang, zwei Sommer nur. Dann war ein rauher Wind über die Rosen gefahren und hatte sie alle geknickt. — Der Gschwandtnerbauer, der Vater der Res, war hinter die Sache gekommen, und der rauchte keinen Guten, wenn ihm was über die Leber lief. Das Schöngetue mit dem armen Lehrerssohn ging ihm höllenmässig gegen den Strich. Mit Hilfe einiger Ohrfeigen und Püffe brachte er der widerspenstigen Tochter seine Auffassung von der Sache bei. Das müsse aufhören, schrie er, und sein Schwiegersohn werde niemand anders als der Mathias, der Brunneckbauernsohn, denn dem sein Alter war Anrainer vom Gehöft — auf die Weise kamen die Höf' in ein Grundstück zusammen. Als aber die Res aufmuckern wollte, sperrte er sie kurzerhand im Heuboden ein, liess sie fasten und frieren, bis sie schliesslich gefügig wurde. Noch im selben Winter wurde Hochzeit gemacht zwischen dem Brunneckbauernhof und dem G'schwandtnergehöft. In den Bauerngegenden heiraten nämlich meist die Höfe und nicht die Herzen zueinander; der Mathias freilich, dem die Res schon lange gefiel, freute sich auch für seinen Teil nicht wenig über den Ausgang der Sache. Hatte doch jetzt der Lehrerssohn, auf den er schon immer eifersüchtig gewesen war, das Nachsehen.

Ja, das war das grosse Herzeleid, das den Bartlmäer Pfarrer damals völlig veränderte. Denn als der Studio in der Stadt von der Hochzeit der Res erfuhr — seine Mutter schrieb es ihm mit schonendem Bedauern —, da setzte er sich auf die Hosen und studierte, wie man so sagt, auf den geistlichen Stand. Heim nach Stilfs kam er von der Zeit nimmer und sowie er fertig war, nahm er die Weihen.

Die erstbeste Kaplanstelle, die ausgeschrieben wurde, kam ihm dann eben recht. — Nach St. Bartlmä in den Bergen ging er hinauf, dorthin, wo sonst keiner so recht hinmochte. Ihm passte der Ort, so weltverschlagen der auch war. — Arm, freilich herzhaft arm waren da die Häuser, ebenso arm, ja noch ärmer die Menschen — aber was hätte er zwischen reichen und protzigen Leuten zu suchen gehabt? Da war es schon besser dort droben, wo man wenigstens trösten und helfen konnte! Wildzerrissen waren die Berge und sturmzerzaust der Wald, und so war es recht; denn bei strenger Pflichterfüllung kann eine sturmzerzauste Seele glatt und ruhig werden. Und sass die Armut im Pfarrhof selbst zu Tisch, was tat's? Des Pfarrers Hände wurden vom Zupacken in Feld und Garten schwielig und der Sinn darüber genügsam.

So war der Pfarrer recht, der den Bartlmäern taugte.

* * *

Eben von einem Versehgang heimgekehrt, wollte der Pfarrer sich zur Ruhe begeben, da klopfte eine Hand an seine Schlafkammerscheiben. Draussen stand einer, ein untersetzter grauhaariger Mensch. Ein Blick in die Augen dessen, der da for ihm stand, und der Bartlmäer Pfarrer wusste, wen er vor sich hatte. Bald fünfzig Jahre waren über das Gesicht hingegangen, seit der Pfarrer es zuletzt gesehen hatte, aber seine Augen, die da in den Bergen heroben scharf geblieben waren, wie die des Steinadlers, erkannten das Gesicht auch nach fünfzig Jahren noch. Hatte er doch zeitlebens nicht vergessen, das Gesicht, das ihm wutverzerrt nachgeblickt hatte, so oft er in den Sommerferien den Studentenrock mit Nelken geschmückt trug, wie sie unterm Fenstergartel der Gschwandtner-Res blühten. Aber fast demütig war jetzt das Gesicht und nichts stand drin von der herrschgewohnten Sicherheit eines steinreichen Grossbauern, der jener doch war. Nein. Zaghaft bat der Mann: "Pfarrer, Ihr möcht's zu der Meinigen kommen, sie schickt nach Euch um die letzt' Oelung — von insern Pfarrer wüll's die Absolution nit, just von Euch." Und mühsam setzte er nach: "Werd's mich woll kennen, Hochwürden, i' bin der Brunneckbauer von Stilfs."

Die Bauernrösser stampften so ungeduldig, dass die Schlittenglocken leise klingelten.

* * *

Den Tannen auf dem Wetterjoch schickt der Herr alle Jahre den Föhnsturm als Prüfung, ob sie auch standhaft sind und sich nicht entwurzeln lassen. — Den Pfarrer kam zum erstenmal im Leben etwas wie ein Zittern an. Sollte er die

Bitte abschlagen? In Stilfs der Pfarrer hatte doch näher zum Brunneckhof als er. — Aber nein, überlegt er gleich wieder, die Prüfung schickt ihm der Herr, wie den Bäumen den Sturm. Das Herz vom Bartlmäer Pfarrer will der Herr erproben, ob es standhaft ist in Pflichterfüllung und Berufstreue. Eine Seele verlangt nach seinem geistlichen Trost — die e i n e Seele muss ihm sein wie jede andere — er fährt!

Ueber die hartgefrorenen Schneisen ging es, dass der Radschuh ächzte und knarrte. Der Pfarrer sass in Fussdecken gewickelt auf dem Kutschbock des Bauernschlittens und neben ihm thronte der, der ihm dereinst seinen Jugendtraum zerstört hatte. Sonderbar — selten wird eins reicher darüber, dass es ein anderes arm gemacht hat! Was bei der beschwerlichen Fahrt, wo die zwei dicht beieinander sassen und das Rütteln des einen das Schütteln des andern war — was da aus der zähen, sonst so verschlossenen Bauernseele des Brunneckhofers herausgebeutelt wurde, sah nicht nach Glück und Reichtum aus. Gepresste Seufzer waren es und die wiederholte besorgte Frage, freilich mehr an die Sterne als an sonst wen gerichtet, ob die Frau denn wohl noch lebend angetroffen werden würde. "Hart is —" murmelte er ein über das andere Mal, "wenn eim — das Weib wegstirbt und hat kein gut's Wörtl für ein' g'habt im ganzen Eh'stand."

— — —

Dunkel ragten die Tannen zu beiden Seiten der Schlittenbahn auf, schwarz in den Himmel verzackt, wie Gefängniswände, die geborsten sind, damit bald eine befreite Seele zu den Sternen hinauf kann. —

Schweigsam, in sich versunken, sass der Pfarrer und hörte sein einstiges Lebensleid in verschütteten Brunnen rauschen, das nun längst das Lebensleid eines anderen geworden war.

Als sie dann am Ziel waren, half der Brunneckbauer dem Pfarrer vom Schlitten, und dabei sagte er leise und scheu: "Redet ihr ins Gewissen, hochwürdiger Herr, dass sie ihren Groll gegen mich nit ins Grab mitnimmt."

Als der Pfarrer eintrat, sass die Brunneckbäuerin aufrecht im Bett. Ein unheimlicher Wille flackerte in den Augen, spannte sich in den abgezehrten Zügen, krampfte die Finger der Sterbenden in eisernem Griff um den Rosenkranz.

"Gelobt sei Jesus Christus," grüsste der Beichthörer, aber kein "In Ewigkeit" antwortete ihm. Und dann hört er, was er doch nicht hören will — dass sie dem Brunneckbauer immer treulos gewesen ist in Gedanken an den ersten und einzigen, den allein sie gern gehabt hat. Dass sie ihrem harten Vater geflucht hat, hundertmal und öfter, und dass sie ihrem Manne grollt heute noch auf dem Sterbebett — ihrem Manne, der sie ihrem Vater abgekauft hat mit seinem protzigen Talersack, der ihr das Jawort erpresst hat, der sie einem anderen gestohlen hat und hat es sich wohl sein lassen sein Lebtag, obgleich es doch heisst: Unrecht Gut gedeiht nicht. — So, und jetzt hätt' sie, die totkranke Brunneckbäuerin, alles gebeichtet, wie es war und ist, und nun sollte er, der Pfarrer von Bartlmä, den sie hat rufen lassen, weil er am besten um ihr Herz Bescheid weiss, nun solle e r ihr die Absolution geben, auf dass sie ruhig versterben könne. Und was den Herrgott betrifft, dem müsste es doch nur recht sein, so wie sie geworden ist unter seiner harten Hand — der hätt' sie doch nicht anders haben wollen.

Der Pfarrer von Bartlmä aber schüttelte ernsthaft den Kopf. Er heftete seine klaren, seine adlerscharfen Augen auf das Gesicht der Frau und sagte streng und eindringlich: "Brunneckbäuerin, du bist auf dem Holzweg! Unser Herr schickt uns die Prüfungen, damit wir sie in Demut tragen, aber nicht, dass wir aufmuckern gegen ihn. — Draussen sitzt dein Mann und wartet auf ein gutes Wort von dir wie der Bettelmann auf ein Almosen. Und wenn er Unrecht an dir und an noch wem getan hat, so hat er dafür gebüsst. Es war kein Glück für ihn. Gedarbt hat er bei vollen Schüsseln und hat Durst gelitten, denn im Krug war Essig statt Wein. — Einer aber, der auf alles verzichtet hat in Gottes Namen und sein Leid dem Heiland aufgeopfert, der hat darin ein bescheidenes Genügen gefunden.

"Brunneckbäuerin, mach Frieden mit dem Herrn, indem du Frieden machst mit deinem Eh'herrn und der Welt! Wilslt du mir bei unser aller grauem Haar den Schmerz antun, dass du als mein unbusfertigstes Beichtkind in die Grube fährst? — Brunneckbäuerin'" — und die Stimme des greisen Seelsorgers wurde weich: "denk an die Gschwandtner-Res! Die hat ein gutes Gemüt gehabt, solang ich sie gekannt hab'."

In der Stube war es still. Nur die Atemzüge der Sterbenden gingen hörbar auf und ab wie ruhelose gefangene Wanderer.

Der Föhn machte die Scheiben klirren und brachte den ersten stürmischen Lenzhauch über das Eis. Drinnen im Zimmer aber hatte eine Seele sich gefunden. Ueber das Eis einer erstarrten Brust strich der warme Tauwind der Demut und des Verzeihens. — Die Sterbende liess den Bauern rufen, gab ihm die Schwielenhand und sagte: "I' war dir a schlecht's Weib, weil ich lebszeit einem andern nachsinniert hab'. Musst mir verzeih'n, Bauer, wie ich's dir tu — in Gott's Nam'."

Die aufgehende Sonne, die eben durch die reifbeschlagenen Scheiben brach, als die Bäuerin, ausgesöhnt mit der Welt und mit Gott, den letzten Seufzer tat, war wie ein flammend geöffnetes Tor zum Himmel.

Eine kleine Weile später fuhr der Brunneckbauer den Pfarrer nach Bartlmä zurück. Er hielt die Hände mit den Zügeln gefaltet und betete leise für die abgeschiedene Seele daheim. Ab und zu streifte er mit einem scheuen ehrfürchtigen Blick den silbernen Scheitel des Fahrgastes, der still und lächelnd neben ihm sass. Es war ihm, als trüge der weisse Kopf einen Heiligenschein.

Das Schwere Kreuz

Von Pierre l'Ermite.

MIT einem tiefen Seufzer hatte in dieser Nacht ein Mann seinen letzten Atemzug getan. Sein Gesicht, tief gelb, durchfurcht von den Spuren, die schweres Leiden zurückgelassen, war auf die eingesunkene Brust geneigt, in der das Herz zu schlagen aufgehört hatte. Man bedeckte den Leichnam mit einem weissen Tuch, öffnete die Fenster und kehrte das Zimmer aus . . man entfernte von dem Waschtisch und dem Kaminsims das kleine Heer von vielfarbigen Fläschchen und leeren Medikamentenschachteln: jeder muss leben! und das Zimmer hatte schon bald wieder ein ruhigeres Aussehen.

In dieser Zeit erschien der Mann vor Gott.

Er kam oben an, ganz aufgeregt, voll Empörung. Verhaltener Zorn richtete sich gegen ihn, der ganz gleichgültig seinem Geschöpf ein zu schweres Kreuz auf die Schulter gelegt hatte. Mit einer herausfordernden Gebärde warf er seine Hülle dumpfaufschlagend vor Gottes Richtstuhl nieder. Wirklich, der Mann war zu beklagen!

Gebrochen war er an Leib und Seele!

Mit Hass im Blick sah er auf zu Gott. "Weil du in deinem unendlichen Glück Blut und Tränen sehen willst . . . das hast du davon. Und jetzt, nachdem du mich ausgepresst hast wie in einer Kelle, werfe mich nur in deine ewige Hölle. Dort muss ja wenigstens eine Freude sein, die, dass man von dir nichts mehr zu erhoffen hat!"

Voll Entsetzen sahen die Engel Gott an. Der aber lächelte traurig.

"Warum hast du mir die Schultern mit dem allzuschweren Kreuz erdrückt?"

"Nie habe ich einem Geschöpf ein allzuschweres Kreuz auferlegt."

"Ich habe aber doch ein solches tragen müssen.'"

"Ja, das Kreuz ist da, aber es ist nicht von mir. Mein Joch ist weich; meine Last ist leicht!" Mit beiden Händen hob Gott das Kreuz auf. "Ueberzeuge dich nun, dass es nicht ein Kreuz ist . . . es ist eine Menge Kreuze, die du getragen hast."

Und Gott holte sie nach vorne, eins nach dem anderen. Zuerst dieses: beständige Sorge um die Zukunft. Ich habe dich doch gelehrt bitten: gib uns heute unser tägliches Brot. Du aber hast stets danach getrachtet, die Zukunft zu erkennen und hast dann schwer gelitten durch alles, was dir, wie du dir einbildest, die Zukunft bringen werde.

Ich aber habe hingewiesen auf die Vögel und die Lilien des Feldes. Ich hatte euch gelehrt: Sorget nicht ängstlich für euer Leben! Denn euer Vater weiss, wessen ihr bedürft.

Du hast dich geweigert, die Freuden dieses Vertrauens z uempfinden. Also ist dieses Kreuz kein Kreuz von mir. Dann dieses: Du hattest beinahe alles, um glücklich sein zu können. ja, beinahe alles. Aber du wurdest eifersüchtig auf jene, die glücklicher zu sein schienen als du. Um deine Stellung zu verstärken, hast du abscheuliche Dinge verbreitet, die natürlich wieder Protest hervorriefen . . . in deiner Hand hast du Tränen . . . vielleicht klebt sogar Blut daran. Es ist dir geglückt, anderen Leid zu verursachen, aber selbst hast du auch gelitten. Ist das Kreuz von deinen Eifersüchteleien . . . von mir?"

Und Gott fuhr fort, doch der Mann antwortete nicht,

"Du hast Liebe bringen wollen in dein Leben . . . und das ist sehr begreiflich. Ich selbst habe zu Adam gesagt, es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Aber die Liebe ist so etwas Heiliges und so Zartes, dass ich der Menschheit gezeigt habe, sie nicht zu entheiligen. Ich habe euch gesagt: Eines ist notwendig, das ist, dass ihr eure Seele rettet! Du aber hast angenommen, dass Geldverdienen notwendiger sei. Und dem hast du dich ganz und gar hingegeben . . . Anderseits hast du Dinge getan, die ich nie von dir würde verlangt haben. Auch das schreckliche Leben, das du geführt hast . . . Die absichtlichen Verwicklungen im Geschäftsleben, das unheimlich dunkle Büro die eigenartige Buchführung . . . Die Todesangst vor den Verfalltagen . . . . Und dergleichen mehr.

Ich habe die Erde geschaffen, die gute fruchtbare Erde, die stets auf stille und gesunde Weise die Bescheidenen ernährt. Wenn mein Himmel warm glüht, dann wird das goldene Korn reif. Wenn reichlich Regen fällt, kommt es dem grünen Wachstum zugute! Ich habe die freie Luft geschaffen und den weiten Horizont . . . und die Vögel wie die Fische . . . Ich habe die Freiheit gebracht.

Das Kreuz der Geschäfte, das Kreuz, mit aller Gewalt Geld verdienen zu wollen, ist das von mir? Habe ich damit deine Schultern beladen?"

"Aber meine körperlichen Leiden," schluchzte der Mann.

"Welche?" Gott hörte zu und als der Mann alles aufgezählt hatte, sagte er: "Ich habe euch gesagt: "Seid mässig! . . . Das bist du aber nicht gewesen. Ich habe gesagt: Sei rein . . . und du hast deine ganze beste Zeit vertan im Geniessen. Du hast dich nach allen Seiten ausleben wollen. Sind diese Kreuze von mir?"

Und als Gott von dem allzuschweren Kreuz alle menschlichen Kreuze entfernt hatte, alle Kreuze, die nicht von ihm gekommen, mit denen der Mensch sich selbst beladen, da blieb nur eins übrig . . . ein einziges, das wohl von Gott war. Das, von dem Christus gesagt hat: "Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich." Aber dieses Kreuz war klein . . . oh, so klein! Es war in Liebe gewickelt und es war durch tröstlichen Zuspruch so gemildert . . . es strahlte so voller Hoffnung, dass man es fast kein Kreuz mehr nennen konnte.

Und die Seele, erst so aufsässig, wurde ganz verwirrt vor Gott, als sie das Kreuz betrachtete und flehte: "Verzeihung, mein Gott! . . . . Verzeihung!"

(Genehmigte Uebertragung aus dem Französischen von Maria Niessen.)



Schnacken und Schnurren



Aber — — —

"Was liest du denn da, Hänschen?"

"Ich weiss es nicht, Mama!"

"Aber du liesest doch laut!"

"Das schon, Mama, aber ich höre nicht zu."

* * *

Wahrscheinlich.

"Mann, was machen Sie denn da? Sie wollen ja mit der Zigarre die Haustüre aufschliessen."

"Donnerwetter! Dann muss ich gerauchte haben."
reinweg meinen Hausschlüssel

* * *

Uebertroffen.

"Er war so zerstreut, dass er in einen Wagen steigen wollte, der gar nicht da war."

"Das ist noch gar nichts. Müller steckte neulich ein Streichholz an, um nachzusehen, ob er das Licht ausgelöscht hatte."

* * *

Die Märchen.

"Mutti, gehen alle Märchen mit 'Es war einmal' an?"

"Nein, Kindchen. Oft beginnen sie auch mit den Worten: 'Wir haben eine Sitzung gehabt, die bis in die Nacht hinein gedauert hat.' "

* * *

Die einzige Möglichkeit.

Freund: "Adolar, was war denn das vorhin für Lärm in deiner Wohnung, mit wem hast du dich denn gezankt?"

"Ich habe meiner Frau gehörig meine Meinung gesagt!"

"Wie ist denn das möglich, ich denke, sie ist seit vier Wochen verreist?"

"Das stimmt, darum habe ich es ja auch getan!"

* * *

— Der berühmte Maler Leibl war in seiner Jugend ein armer Bauernknecht gewesen. Er hat auch in seinem späteren Leben seine kernhaft bäuerliche Art nie verleugnet. Einem vornehmen Herrn wollte es einst in einer Gesellschaft nicht recht gefallen, neben dem ehemaligen Bauern zu sitzen. So sagte er: "Herr Leibl, man hat mir erzählt, Sie hätten e ine recht armselige Jugend gehabt und früher Schafe hüten müssen?" Der Maler entgegnete in aller Ruhe: "Arm war es freilich manchmal, aber ich habe doch in jener Zeit viel gelernt. Seit meiner Schäferzeit erkenne ich jeden dummen Schafskopf auf den ersten Blick und nach der ersten Frage."

* * *

"Papa, neulich sagte jemand, die Zeitungen brächten öfters Enten. Was ist denn damit eigentlich gemeint?"

"Mein Kind, das ist schnell erklärt: Wenn zum Beispiel eine Zeitung schreibt, dass eine Kuh fünf Kälber bekommen hat, so sind vier davon Enten!"

* * *

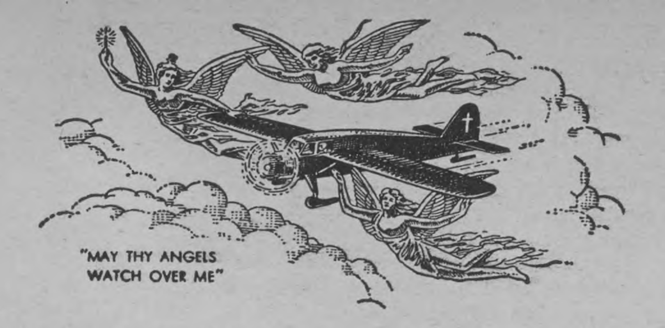
"Und diese Hose ist garantiert reine Wolle?"

"Ich will aufrichtig sein, Herr: die Knöpfe sind aus Horn!"

Treffpunkt.

Der Lehrer wählte ein Rechenbeispiel aus dem täglichen Leben: "Zwei Städte sind dreihundert Kilometer voneinander entfernt. Von der einen Stadt fährt ein Automobil mit hundert Kilometer in der Stuned, von der anderen Stadt der andere Autofahrer mit hundertzwanzig Kilometer Durchschnitt. Wo treffen sich die beiden Fahrer?"

Der Schüler rief: "Im Krankenhaus, Herr Lehrer.'"



"The Flying Priest" Saves a little Baby

By Bob Vincent.

WHEN Father Paul Schulte, O.M.I., crossed to America on the airship "Hindenburg", he said the first Holy Mass ever held in the air; and immediately after arriving, he prepared to head into the Arctic. He flew his own plane, being a superb and fearless, yet a very careful and cautious pilot, and his only companion was Brother Beaudoin, his mechanic.

To by in the Arctic is not an easy task even for a first rate pilot. The Arctic summer days are very short; there is always ice floating in the water and often it is difficult to find a landing. However, Father Schulte's skill and courage were equal to the demands made upon them; and soon his sea-plane arrived at Eskimo Point in the Hudson Bay region. There, he expected to meet Father Dionne, O.M.I., with whom he wanted to confer about the work to be done in the Arctic. But Father Dionne was not at Eskimo Point and so Father Schulte and Brother Beaudoin continued their journey farther north to Mistake Bay.

Yet at Mistake Bay too, Father Dionne was not to be found. Instead an old friend of Father Schulte's, Mr. Voisey of the Hudson Bay Co'y, welcomed the travelers and told them how glad he was to see them.

"You must stay over night," he said; "the Arctic day is so short and night flying is a hazardous undertaking. It is good to have you here. I only wish Dr. Melling were with you."

"Dr. Melling?" asked Father Schulte. "Why? Is someone sick?"

"An Eskimo baby, Father. A very tiny one. Just four days old; and I am afraid the poor little mite is dying. We've tried everything, but there seems nothing we can do. A doctor is needed — badly needed — but there is none to be had and we are helpless."

Voisey then guided his guest into a tent which gave but scant protection to the young Eskimo mother who, softly moaning, held a tiny child in her arms, looking with hopeless eyes at her unexpected visitors.

"My Baby," she whispered in the broken English which was all she could speak besides her native tongue, "my Baby — he die — please help — help —"

Help — help — the age-old cry of all tortured hearts, a cry which is instinctively uttered even if the mind knows that help is impossible. Gently Father Schulte examined the child, gently he bade the mother to have courage and gave her his blessing, promising to do what he could. Then, outside the tent, he stood a moment in deep thought and utrned to Mr. Voisey.

"Something must be done," he said. "Where is Dr. Melling?"

"At Chesterfield, Father," answered Voisey. "At Chesterfield — 115 miles north — quite impossible to reach —"

"Hundred and fifteen miles," mused Father Schulte, "maybe — maybe I can do it . . . ."

"What are you thinking about, Father?" asked Voisey anxiously.

"I'm thinking of the mother and that baby, and thinking of them, I'm going to attempt to fly to Chesterfield."

Voisey was touched, yet he was also doubtful. Hundred and fifteen miles, and night coming on soon. Even for so intrepid a flyer as Father Schulte it was almost too much to undertake. But the priest waived all his objections away.

"With God's help," he said, "I'm going to make it and save that baby. Let's hurry, my friend. Row me out to my plane. There's not a second to be lost."

Thus Father Schulte set out on his errand of Mercy, expecting to find the physician in a few hours and bring him back to the ailing child. But when he arrived at Chesterfield, he found, to his dismay and disappointment, that Dr. Thomas Melling had left the settlement a few days before and was now at Baker Lake, 200 miles west, on the Ice-Breaker "St. Therese". He was not expected to return for at least two days.

A weaker man might have given up and consoled himself with the thought that he had done his best and that now the matter was out of his hands, but not Father Schulte. For him there was no peace nor rest till he had answered the cry of "Help", the cry of the despairing mother who prayed for the life of her child. If Dr. Melling was not in Chesterfield he had to find him wherever he was and take him back to Mistake Bay and the dying baby.

Fortunately, the Mission was equipped with radio apparatus and the Ice-Breaker, too, had a receiving and transmitting set, so the first thing Father Schulte did was to establish a contact with the boat and to get Dr. Melling to the microphone. After a little trouble that was accomplished and soon the priest spoke to the physician.

"Dr. Melling,'" he said with an urgent earnestness that carried its appeal through space, "I flew here from Mistake Bay to see you and to take you with me. We have an Eskimo baby there who is desperately ill. A child of four days — dying — unless quick help is given —"

The physician was deeply sorry, but he felt that there was nothing he could do. It would take him at least two days to get back to Chesterfield

and if the child was indeed in so dangerous a condition he would be too late to be of any use. He suggested that, perhaps, Father Schulte could describe the symptoms of the illness and he could advise some temporary remedies, but otherwise it was not in his power to help.

However, Father Schulte would have none of this makeshift treatment which he knew to be useless.

"We need you, Doctor," he said, "and I'm coming after you. It's possible for me to land on Baker Lake, isn't it?"

"I don't know," came back Dr. Melling's hesitating answer. "I really don't know. The water's pretty rough . . . ."

"That won't stop me," laughed Father Schulte. "I'll be at Baker Lake within two hours."

The physician who had never flown in a plane, was naturally hesitant. He objected that he did not have his instruments with him, that drugs might be needed which he could not procure on the ice-breaker. But Father Schulte waived all his objections away with the simple statement: "Doctor — a human life is at stake — a baby's life. You can't fail me!"

So Dr. Melling agreed — who could have done otherwise, listening to the inspiring earnestness of Father Schulte's voice. The doctor said that he would wait for the plane, they would pick up instruments and drugs in Chesterfield and fly to Mistake Bay early in the morning.

However, blind chance almost frustrated the courageous priest in his errand of mercy. Hardly out of Chesterfield and headed for Baker Lake, his plane developed engine trouble and he was forced to undertake one of the most dangerous night-landings of his career. Only his superior skill and his calm trust in Providence saved him from almost certain disaster. It was morning before the plane was repaired and he could continue on his hazardous flight. This time he was successful. About nine o'clock in the morning he sighted the "St. Therese" and achieved a perfect landing despite the roughness of the lake. So impressed were Dr. Melling and his wife by Father Schulte's skill that the good physician entrusted himself quite enthusiastically to the priestly aviator. And this trust was fully justified. The plane traveled safely back to Chesterfield where the instruments and drugs were procured and then immediately took off for Mistake Bay. Rain and fog and Arctic sleet hampered the travelers; the wings of the plane iced up and made the journey even more difficult, but in the end they arrived — and arrived in time. The baby was still living; its feeble wail told them the welcome message that they had not come too late.

Under the skilful administration of Dr. Melling the plaint of the ailing child soon was stilled. In a little while the soothing drugs had done their work and the baby slept peacefully, slept toward recovery and health.

Of the gratitude of the mother no words can tell. To her, Father Schulte was truly a messenger of an all-loving, all-merciful God. She had cried for help and her cry had been answered, and with a heart full of thankfullness and joy she, too, fell asleep and forgot in slumber the strain and the misery of the past hours.

Mr. Voisey as well as Dr. Melling spoke words of praise to Father Schulte. They told him that through his courage and endurance he had saved a human life. But Father Schulte said: "No, my friends, it was not I — it was my 'plane that accomplished this wonderful task. Without it, I could not have flown a distance of 600 miles to bring a doctor. May God grant that for His work, for errands of mercy and succor, there will be more such 'planes', such "Wings Over the World" which will beat hope into despairing hearts.

Free Criticism.

Many people who put a big nickel on the collection plate think they make up for it by giving churches the benefit of their criticism.

Morden (Man.) Times.

Caesar was Ambitious

Jeanette Power.

SHAKESPEARE said Caesar was ambitious; but had he known Laura Lewis, the English language might have been enriched by a word or two. For it is doubtful if the discriminating Mr. Shakespeare would have thought "ambitious" an adequate word to describe the impelling force that dominated Laura.

From a shabby little flat over Murphy's grocery store, shared with her parents and five other children, Laura Lewis — then Laura Cummings — not only dreamed, but worked and fought her way through high school, and then set out to find a position that would enable her to meet young men who showed promise of attaining wealth and fame.

It was in such a position that she met Dan Lewis, a plodding young lawyer. Dan was clever, good-looking, and he had a pleasing personality; and Laura visioned the career that awaited him.

She pictured him pleading dramatically in a court-room. In time he would rise to the position of District Attorney — or Judge. Maybe he would go into politics, and rung by rung would climb up the political ladder until he reached the State Capitol — or even —— Well, who could tell how far he'd rise? Particularly if he had her to help him!

Laura had no sooner decided that she had found the star she wanted to hitch her wagon to, when she managed to make that "star" feel there was nothing in the world he wanted more than to have her wagon hitched to him.

Unlike most wives who desire to help their husbands, she didn't scrimp and economize on her clothing, and burden herself with the heavy duties of housekeeping, to save a few dollars. On the contrary, she employed a maid, bought only the finest clothing, and lost no time in joining a Civic Betterment organization, a Current Events club, and a bridge club made up of wives of other professional men.

After Marcia was born she joined other clubs, and Psychology and Public Speaking classes.

Dan good-naturedly accused her of being a professional "joiner", and he had a difficult time in resisting her efforts to force him into organizations which held no appeal or interest for him. He never guessed Laura's secret; that she was building up a "constituency" for the time when he would need it.

Though Dan Lewis was not without his ambitions, they were more simple than Laura's. To be a respected citizen, successful in his chosen work; to have a comfortable home to return to when the day's work was over, and a devoted wife and happy children to welcome him — these were all that Dan asked of life.

His practice increased with the passing of the years, and he won greater recognition. He had a comfortable home, and though often there was only little Marcia with her playmate, Billy Conway, to meet him, he was happy.

But as the years went on Laura chafed under this contentment of his. She scolded and nagged him, and accused him of being lazy, selfish, and unfair to her and Marcia. His repeated delclarations of indifference to fame and wealth were met with scoffs and jeers.

But though Laura had her way most of the time, it gradually became clear to her that this was one thing in which she was not going to have her way.

By the time Marcia was ready for high school, Dan had declined nominations for three political offices, and Laura, exasperated to the point of disgust, determined to concentrate on the development of her daughter's career.

Not that she had neglected Marcia in all those intervening years. She had registered her at St. Vincent's Academy when she was six; enrolled her in an exclusive dancing class when she was seven; and engaged Stafford's best piano teacher for her when she was eight.

* * *

At thirteen Marcia was a sweet, pretty, and wholesome little girl. She had eyes that sometimes seemed blue and sometimes gray; and her hair was soft, wavy, and brown. She was small-boned and slender, the type that in a few years would be described as "willowy".

From her new view-point, Laura regarded her daughter — and kept in mind those years ahead. She reviewed her accomplishments and concluded that though she was clever and versatile, she had no particular gift that she would care to follow to the exclusion of everything else.

Marcia's career would be marriage. So be it. Hers would be a brilliant marriage. She'd get for Marcia the things she wanted for herself — wealth, social position, and fame.

* * *

Little Marcia, her mind filled with her importance as a freshman in the high school department of St. Vincent's Academy, was incredulous when her mother told her a week before the opening of school that she had decided to send her to Miss Pendleton's School instead of to St. Vincent's.

"Why — why, Mother——" she gasped. "You must be fooling!"

"No, dear," Laura answered calmly. "I'm quite serious."

"But I've always gone to St. Vincent's!"

"And does that mean that you must always go there?" Laura asked sweetly.

"No, but I — but I —— Oh, Mother, why do you want me to go to Miss Pendelton's?" She suddenly burst into tears. "I don't want to leave St. Vincent's. I like the Sisters — and the girls —— And now that I — now that I'm going into the high school, you want to take me away——"

Dan came into the living-room just in time to hear the last of Marcia's speech and catch a glimpse of her as she fled, weeping, from the room.

"What's this? What's this about taking Marcia away from school?"

"Calm yourself, Daniel." Laura smiled. "I am not taking her away from school. I'm transferring her from one school to another."

"You — you're what? What's the matter with her school — the school she's gone to for eight years?" Daniel was as much amazed as Marcia had been.

"Nothing, except that Marcia now should have advantages which are not included in St. Vincent's curriculum."

"For instance?" Daniel prodded.

"Well — horseback riding, and — and arch-

ery — and —"

"I imagine Marcia could struggle on for a few years longer without those 'advantages', as you call them," Dan retorted satirically.

"Well, if you must know," Laura drawled, "the student body at Miss Pendelton's exclusive school is made up of girls from Stafford's best families, and —"

"And the girls at St. Vincent's are from Stafford"s worst families," cut in Dan.

"Don't be vague," Laura told him.

* * *

"I'm not, my dear. I understand perfectly." Dan looked directly at her, rocking back and forth on his toes, in his best court-room manner. "But haven't you overlooked something, Laura? Isn't there some 'advantage' that St. Vincent's Academy offers that Miss Pendelton's exclusive school does not include in its curriculum?"

Laura smiled.

"You are referring to religious instruction, I take it."

"How clever you are!" Dan smiled mockingly.

"And how archaic you are!" retorted Laura. "There is no reason for Marcia staying at St. Vincent's just because she would receive religious instructions. She has attended a Catholic school for eight years; I only went to a Catholic school for two years — when I made my First Communion, and when I was confirmed."

"Then that is more reason why Marcia should continue at a Catholic school."

Laura bristled.

"Are you insinuating that I am not a good Catholic?"

"Oh, no, no!" Dan answered dryly. "I know you attend Sunday Mass — and all the parties at St. Mary's."

Laura flushed under Dan's inference that her religious activities did not extend further than assisting at the Sunday Mass, but she thought it better to let it pass.

"And now, if the prosecuting attorney has nothing more to say, the witness would like to be excused." She smiled defiantly.

"I have only one thing more to say," Dan told her firmly. "Marcia is to remain at St. Vincent's Academy."

Laura's only reply was an enigmatic smile; but the opening of Miss Pendelton's School found Marcia mingling with the girls from "Stafford's best families.'" School was, so it seemed to them, just incidental to the really important things of life; clothes and "dates," dances and house-parties.

* * *

By the time she reached her junior year Marcia had acquired the appearance and the manners of a sophisticate. But sometimes this veneer cracked, and glimpses of the real Marcia showed through. This was usually when she was with her father or Billy Conway.

Billy was rather an annoyance to Laura, but it was not until the summer following Marcia's graduation from Miss Pendelton's that Dan really knew the reason.

He had discovered Marcia over in Conway''s yard, helping Billy paint a second-hand automobile which he had just bought, and the sight of her in a faded blouse, spattered with the bright green paint they were using on the car, sent Dan into a gale of laughter.

"Well, I like that!" said Marcia, straightening up. "A young lady does a good deed by helping a poor but worthy young college student paint his horseless carriage, and then her father deliberately comes and ridicules her work!"

"It — it isn't your painting —" Dan managed. "It's you!"

Marcia pouted playfully.

"What's wrong with me, Billy?" she demanded.

"Not a thing that I can see, Marcy," Billy replied. "I'd say you were perfect."

And behind the twinkling blue eyes and the humorous grin, Dan detected his seriousness. He resolved then and there that Laura must not interfere. Marcia and Billy should be allowed to live their own lives.

But Laura purposely selected a "finishing school" in Boston for Marcia, to put as much distance as possible between her and Billy Conway, who was at a Catholic university in the Middle West. Distance, however, did not prevent them from writing each other, nor having secret hopes that they carefully covered up in their letters.

And then, shortly after Marcia entered the "finishing school," Dan suffered a stroke and died. And though Laura mourned him, she couldn't help thinking how much freer they would be with no ties to hold them in Stafford. Now they could travel. They would go to the fashionable resorts in the South in winter, and the summers they would spend on the New England coast, or in the mountains.

And so they flitted from one place to another. If there were no young men that Laura considered eligible among the residents or guests, then they hopefully looked further. That is, Laura did. Marcia followed.

By this time, Laura had even given up the practice of going to Sunday Mass, and Marcia had not gone since her second year at the "finishing school." Sometimes Billy Conway's letters, with their casual references to Retreats,First Fridays, and other Catholic practices that had been so much a part of her life when she attended St. Vincent's, pricked her conscience, and made her bitter and resentful of her mother's domination.

The frequency and regularity with which his letters followed them vexed Laura, but she tolerated them lest she fan into flame a fire that was now only smoldering, and could in time be quenched.

* * *

It was with great relief, however, that she learned Billy Conway was contemplating a year's study in Europe; and when the first letter postmarked Paris arrived, Laura, feeling only slightly uncomfortable, secretly opened it.

There was news of his crossing, and of some of the sights he had seen, and then:

We went to Lourdes the other day and were overcome, not only by its beauty but by the mute evidence of the many mirecles that have been performed there. And Marcia, as I knelt there before the tabernacle, I begged our Blessed Lady to intercede with her Divine Son that he might perform a miracle for me — the miracle of some day making you mine. —

There was more, for distance had given Billy courage; but that was enough for Laura.

Marcia never received that letter, nor others that followed, and she had no idea where to address Billy. And as she wondered and fretted over Billy's' silence, he, in turn, worried about hers.

* * *

It was at Green Haven, a summer resort on the Massachusetts coast, that Laura decided they had reached their journey's end. Green Haven was known as a millionaire's colony, but Laura managed to find and rent a ten-room, lavishly furnished "cottage". There was a country club close by, and as she and Marcia knew some fo the members, their entree was assured.

One of the largest estates in Green Haven belonged to Jeffrey Blair. Jeffrey Blair worte "best sellers", and sold the moving-picture rights to the Hollywood producers; and though there was little more than the title left when Jeffrey's story reached the screen — for there were the censors to be reckoned with — he collected a small fortune for each story.

Jeffrey had several servants, three automobiles, a yacht, a string of polo ponies; a nd — he was not burdened with a wife. That is, he had no wife at present. He had lost two in the divorce courts.

But that was no handicap, for Jeffrey Blair was one of the most persistently pursued men in the colony. Laura found herself in competition with other mothers, equally ambitious and determined to land rich husbands for daughters of varying degrees of attractiveness.

But after their first meeting at a Country Club dance, Jeffrey singled Marcia out for his attentions, and Laura gloated.

Marcia was flattered. There was a glamor about Jeffrey. He was so clever, so interesting, so good-looking and blase.

They were together constantly, and Laura had just begun to relax when a complication set in.

The complication was the arrival of Arthur Spendelow, Junior, a Catholic, only son and heir of Arthur Spendelow, steel magnate, owner of railroads and shipping lines. This was the first summer in four years that Arthur Junior had been at his parents' palatial estate, for he spent much of his time in England. His name, so it was whispered, was on the guest lists of England's royal family and most of the nobility.

With Arthur Spendelow in their midst, the ambitious mothers again took heart. And Laura, with visions of American millions combined with English castles and court presentations, suddenly found Mr. Jeffrey Blair quite unsuitable for Marcia.

Whether it was because of her indifference, her pleasing personality, or her mother's clever showmanship, Arthur Spendelow found Marcia very atractive and made a definite play for her favors. This was but a challenge to Jeffrey Blair, and he began to court Marcia in earnest.

* * *

The affair reached its climax one evening in late August. Marcia had cut a dance with Arthur Spendelow, and left the Country Club with Jeffrey. They walked along the coast in the moonlight, and Jeffrey, with his sense of the dramatic, found this romantic setting ideal in which to ask Marcia to marry him.

Marcia liked Jeffrey, but somehow her thoughts flew across that dark expanse of sea that stretched before her. Somewhere across those thousands of miles was Billy — Billy, who used to help her build snowmen, who used to fix her roller skates and help her with her algebra. Billy was over there — thousands of miles away — and yet, he was nearer than this man beside her ——

Tactfully she put off Jeffrey's urging and asked him to take her home.

Laura was waiting for her when she arrived, and all her serenity and smoothness vanished at sight of her.

"You ungrateful wretch," she screeched. "I have devoted my whole life to you, trying to make something worth-while of you, trying to make your life easy and happy. And how do you return my thanks? By holding me up to ridicule! By insulting the finest and most desirable man here, and running off with an upstart — a divorced man — a ——"

* * *

"That's enough!" Marcia flared back, her nerves cracking as this attack added more distress to her already troubled mind. "I won't stand for your talking like that about Jeff! Your so-called devotion to me was not for my welfare,

but to satisfy some abnormal desire of your own!"

Laura stared in astonishment.

"Until Arthur Spendelow came here you couldn't praise that — that — 'upstart and divorced man' enough!" Marcia sneered. "You went out of your way to show him what a lovely, marriageable daughter you have. You threw me at him — just as you threw me at every man who you thought could pay your price ——"

"Marcia ——" Laura gasped, her face ashen.

"I'm telling the truth, and you know it." Marcia was trembling with anger and excitement. "But because you've got a higher bidder, you're welshing. Well, you might as well know now I'm going to marry Jeffrey Blair!"

"I Iforbid it!" Laura exclaimed, refusing to be beaten. "I forbid you to marry that man!"

Marcia threw back her head defiantly.

"I'm free, white, and twenty-one, so what right have you to forbid it?"

For a moment Laura was baffled, but only for a moment. With all the dignity at her command she replied:

"I have the right of a mother, and I shall exercise that right. You know that there can be no valid marriage with a divorced man. Jeffrey Blair is a divorced man."

"Since when have divorced men joined the ranks of your ineligibles?"

"You are a Catholic, my dear," her mother replied evenly.

Marcia's eyes narrowed and her lips curled contemptuously.

"Hypocrisy is one fault I would never have accused you of, Mother," she scoffed; and with nervously shaking fingers she gathered her wrap about her and dashed from the house.

Across the garden and down the road she ran, and if the Great Stage Manager had purposely set the stage for this tragic scene the moon, which so short a time ago had shone brightly, was now hidden with clouds; dark, threatening clouds that plunged the summer colony into a deep, impenetrable blackness.

* * *

On and on she ran, stumbling as the tears blinded her. She had no idea where she was going, but a light in Jeffrey Blair's living-room decided her.

"Marcia!" gasped Jeffrey as the butler admitted her. "What's wrong?"

"Oh, Jeff ——" she burst into tears and sobbed convulsively.

After a moment, when the sobbing had subsided a little, he suggested:

"You quarrelled with your mother, I suppose?"

Marcia nodded.

"Because you — walked out on Arthur Spendelow?"

"It — it started about that ——" Marcia was sniffling, and trying to regain her composure.

"But it was mostly — about me. Is that it?"

Again Marcia nodded.

"And you ended the quarrel by coming to me!"

"No — oh no. I was just — running, and I saw your light ——"

"Put it any way you like," Jeffrey said. "You have come to me, haven't you?"

"Yes, but ——"

* * *

"Then suppose we settle this. We'll drive into town and find a minister, and then we'll come back and tell your mother we're married. She'll say 'Bless you, my children,' and we'll live happily ever after."

Marcia smiled, the tears clinging to her lashes.

"No. No; I couldn't, Jeff. I ——"

"You — like me, don't you?" he asked softly.

"O, yes ——"

"Very much?"

"Yes, but ——"

"Then there's nothing more to say."

Marcia's mouth twitched nervously, and her heart pounded madly. At last she whispered:

"Whatever you say, Jeff."

It was a long drive into town. A long drive through dark country roads. And to make matters worse, it started to rain. Soon it was coming down in torrents.

They drove along silently. Jeffrey was busy with his driving — and Marcia with her thoughts. Only the hum of the motor, and the groaning of the wind-shield cleaner as it swung monotonously back and forth across the glass, broke this silence.

A flash of lightning tore across the sky, and Marcia, startled, blessed herself.

"What's this?" laughed Jeffrey. "Some mystic calisthenics?"

Marcia laughed in her confusion.

"I — I used to do that when I was a child — as a—a plea for God's protection," she explained.

"How strange!" Jeffrey commented. "I've never seen it done before."

"Only Catholics do it," she answered softly.

"Are you a Catholic?" asked Jeffrey in surprise.

"Yes — oh, I don't know ——" Her lips were trembling.

"Don't know?" he queried.

A crash of thunder sounded overhead.

"No — I —— I should be, but — but ——" Marcia was sobbing against his shoulder. "Oh, Jeff, I can't go through with it! I can't marry you! Take me back, Jeff — and let me think. I have to straighten out my thoughts — I have to straighten out my life — I'm a Catholic, Jeff — I'm a Catholic ——"

"Marcia!" Jeffrey gasped in astonishment at this sudden outburst. "I don't understand ——"

* * *

He looked down at the pitiful little figure beside him, and at that moment the car skidded on the wet pavement. He turned the wheel quickly to straighten it, and the next moment was filled with screams and the screeching of brakes as the car swerved across the road and crashed into a tree.

Laura became uneasy as the hours dragged on and Marcia did not return. She tried to sleep, but only succeeded in dozing fitfully. The storm added to her discomfort. Storms always made her nervous.

She rose and called Jeffrey's house, but the only information she could get was that the master was not at home.

Well, she could blame herself. She had driven Marcia into Jeffrey Blair's arms. All night she had been afraid of this; now she had to face it. Marcia had eloped with Jeffrey Blair! Eloped like a cheap, silly little school-girl! Attempted marriage with a divorced man!

How would she ever face Arthur Spendelow — and the others? And there would be the reporters ——

* * *

It was hardly daylight when the door-bell rang. The newspaper men already!

Laura stood before the mirror and regarded the stately, perfectly groomed woman in the costly blue silk negligee, and smiled brightly.

"I'm ready for them," she murmured. "And

Dancing for Eternity

By Rev. Bernard Kaye, O.M.C.

WE'D like to have a word with you about dancing, if you don't mind. Perhaps you may feel that from the seclusion of his cell a friar could not be expected to write with very much of an air of authority on such a worldly problem as that of modern dancing. And in a way you would be right. He couldn't be much help as an instructor in the intricacies of trucking, shagging, or whatever is the current craze. But he might very well have something of value to say concerning other phases of such pastimes.

Anyway this one has been wondering a bit lately about modern dancing. It all started the other night when he happened to turn on the radio rather late hoping for a few minutes of relaxation or some stray news items. But in a few minutes he snapped off the set with rather fervent indignation. From one end of the dial to the other nothing could be found on the ether waves save a barbaric conglomeration of "swing" music over which, he understands, the nation is decidedly delirious.

In itself the incident is not worth the space for its reporting. This friar accepts the principle that in radio as in other fields what is one man's broth is another's hemlock. Any program is strictly an affair one can take or leave alone. All a dissatisfied customer has to do is to click the little button and regain his peace.

The friar followed that policy but composure did not result. He began to reflect that while one did not have to listen to such programs, many must be doing so. Whether a demand created the supply, or vice versa, the supply of swing was being dealt out with a lavish hand. Somewhere it was being consumed. And not merely in listening. The torrid rhythms being sent out over the night air were not designed to induce relaxation. They were essentially an invitation to movement. Somewhere that invitation was being heeded with much gusto. In thousands of places audiences were following that cacophony in gyrations which they labelled dancing.

Pondering on that point brought to mind some recent discouraging comments on the manners and moral of the entertainment indulged in by our contemporary younger American generation. Not long ago newspapers carried accounts of youngsters who writhed and wriggled fantastically in the aisles of theatres to the syncopation of a nationally notorious "hot" band. Some of the listeners were so overcome as to leap in frenzy from boxes. Newsreels and magazine sections play up pictures regularly of "jitterbugs" engaged in contests in which they perform muscular maneuvers so incredibly indecent that one is led to believe it was dancing of some such sort that Cicero wrote long ago, "No one will dance, whether when alone or in company of disorderly revelers, unless he is either intoxicated or a mere simpleton.'" St. Ephrem might have envisaged this modern foolishness when, speaking of dancing, he maintained that, "It cannot be lawful for Christians to take part in such amusements." Certainly it was the excesses of this type referred to by Bishop Beckham of Dubuque in his recent denunciation of current "swing" as a rhythmic orgy "wooing our youth along the primrose path to hell." One cannot avoid being depressed at the suggestion that the general run of our young boys and girls have succumbed to the savagery being supplied for the amusement. Certainly the vast majority are too sane and too decent to lower themselves to the levels indicated.

Still we cannot brush aside the fact that the growing generation is dancing to music that is tempestuously exciting. A few minutes of radio's "popular" programs is proof sufficient. The nature of such rhythms added to the natural tendency to emulate the overly publicized antics of moronic exhibitionists give grounds for real alarm. An added cause for worry is to be found in the fact that most modern dancing is done in night clubs, roadhouses, "beer-joints" and so on, where the only supervision is that of the "bouncer" or floor-manager interested only in keeping a semblance of order. Quite invariably, moreover, alcoholic drinks are available to increase the intoxication of the music and to lessen the self-control of the dancers.

To one whose business it is to think of such things, the question naturally arises as to the morality involved. What can a Catholic think of such dancing in such an atmosphere?

Now the Church has always been moderate on this point of dancing. Her moral theologians teach that in itself dancing may be a perfectly innocent amusement. As a matter of fact in Catholic countries many feast days are outstanding for the folk dancing attendant on the celebrations. In many parishes of this country orderly social dancing is encouraged among the members of the congregation. There is a natural wholesome beauty and enjoyment about dancing that makes it a quite legitimate and approved form of recreation.

At the same time there are dangers inherent in dancing of any kind. These must be recognized. The exhiliration of the music and movement, the proximity of the sexes, the atmosphere of unrestrained gayety, the late hours to which the dance may be extended, all add up to a weight of circumstances placing quite a burden on the good intention and will power of the people concerned. Add to this the lure of music that is sensuous, add the excesses of the strenuous and suggestive forms of movement in modern steps; take away the supporting hand of reasonable supervision; and you force the strain to a breaking point. Experience tells that the stress of such circumstances often is too great. Confessional walls are sorrowful witnesses to the frailty of human nature under the burden.

The tragedy is that so often youngsters are quite well intentioned and unsuspecting of their danger. Dancing meets a great natural desire, if not a need, of the ordinary youth. It is entered upon in the spirit of decent fun. One does as others do. Even tries to outdo them. Danger signals are unobserved or ignored. Finally in the height of excitement or in the weakness of relaxation, sin enters in.

In the last analysis, it is an individual problem, of course. What one may bear with ease may break another. The great mistake lies in believing one is strong, only to discover in a sudden horrible moment how weak is one's human nature. A conscientious Catholic will strive to keep danger away.

One may only hope and pray that young Catholics may enjoy their dance without danger to themselves or scandal to others. That they may

enjoy it free from excess, free from sin, free, yet strong, strength derived from constant use of prayer and the sacraments, free and strong in their love for decency.

A group of young people the writer knows seem to have a splendid idea. They love to dance but are aware of the dangers. To protect themselves they have the custom before going dancing of consecrating themselves anew to our Blessed Mother. They ask her to be with them in their pleasures throughout the evening, to accompany them to the dance. They dance in the presence of Our Lady. They make their dance a step towards heaven.

THE RAMBLER. . . . .

Fr. Faber:—

"We must remember that if all manifestly good men were on one side and all manifestly bad men on the other, there would be no danger of anyone, least of all the elect, being deceived by lying wonders. It is the good men, good once, we must hope good still, who are to do the work of the anti-Christ and so sadly to crucify the Lord afresh. Bear in mind this feature of the last days, that this deceitfulness arises from good men being on the wrong side."

* * *

G. K. Chesterton:—

"Journalism is a false picture of the world upon a lighted screen in a darkened room so that the real world is not seen and the unreal world is seen. We live under secret government conducted by a secret process called publicity."

* * *

From "Rebuilding a Lost Faith.":—

"A considerable portion of the press is now a ominous danger to public morals since it has shown itself to be both vile and venal, and willing to deceive and brutalize mankind.

"The depths to which its employees are frequently induced is seen upon the judgment passed upon the calling of the American Journalist by the New York editor John Swinton directing a annual dinner of the New York Press agents. It is certainly a frank confession. There is no such a thing as an independent press in America if we except that of little towns; you know this and I know it. Not a man among you dares to utter his honest opinion. Were you to utter it, you know before hand it would never appear in print. I am paid $150.00 a week so that I may keep my honest opinion out of the paper for which I write. You, too, are paid similar salaries for similar services. Were I to permit that a single edition of my newspaper contained an honest opinion, my occupation, like Othello's, would be gone in 24 hours. The man who would be so foolish as to write an honest opinion would soon be on the streets in search for another job. It is the duty of a New York journalist to lie, to distort, to invile, to tody at the feet of mammon, and to sell his country and his race for his daily bread, all of it amounts to the same thing, his salary. We are Marionettes. These men pull the strings, and we dance. Our time, our talents, our life, our capacities, are all the property of these men: we are intellectual prostitutes."







